

Rede zum ElbeDay 2024  
(Do, 25.4.2024, Denkmal an der Elbe)

Sehr geehrte Damen und Herren,  
- und da ich als Theologe zu Ihnen sprechen darf, sei mir auch die andere  
Anrede gestattet: liebe Schwestern und Brüder!

(1.) Vielleicht mögen sich diejenigen unter Ihnen, die nicht so oft in ihrem Leben einen Gottesdienst besucht haben, ein bisschen wundern, wenn sie als Schwestern und Brüder angesprochen werden. Sie mögen vielleicht etwas befremdet sein und sich auch ein bisschen ärgern, weil man die Anrede als Schwester oder Bruder ja auch als Vereinnahmung hören könnte. Und sie mögen – auch bei gutwilligem Hinhören – berechnete Zweifel hegen, ob das nicht nur illegitim, sondern vor allem auch unrealistisch ist, wenn einander zumeist fremde Menschen als Schwestern und Brüder bezeichnet werden – vielleicht sogar mit der Implikation, sich selber als solche verstehen zu sollen.

Und natürlich, sie hätten Recht. Denn wir sind hier nicht im Gottesdienst, auch wenn unsere Veranstaltung einer gewissen säkularen Liturgie folgt. Es ist kein Gottesdienst, den wir hier feiern, es gibt weder Gesang noch Orgelmusik noch Gebet. Es gibt auch keine Predigt, obwohl zwischen Rede und Predigt eine gewisse Ähnlichkeit nicht von der Hand zu weisen ist.

(2.) Als ich im Jahr des 500. Reformationsgedenkens schon einmal zum ElbeDay reden durfte, hatte ich darauf verzichtet, die Anwesenden als Schwestern und Brüder anzureden. Das wäre zwar auch damals – wie zu allen Zeiten – theologisch richtig gewesen, hätte aber nicht gepasst. Der Fokus lag 2017 anderswo. Doch die Zeiten haben sich geändert. Sie haben sich sogar fundamental geändert.

Das Gedenken am 25. April, das hier in Torgau zu Recht eine lange Tradition hat, ist anders geworden in den letzten Jahren. Sensibler, unübersichtlicher, weniger fraglos, nicht mehr selbstverständlich. Das klare Hoffnungszeichen des Händedrucks 1945, als sich Amerikaner und Russen hier an der Elbe die Hände reichten, konnte jahrzehntelang nach dem Ende des 2. Weltkrieges immer wieder ermutigend in die jeweilige Gegenwart geholt werden. Denn es sagte: der Nationalsozialismus war besiegt, der Krieg hatte ein Ende. Das musste ja ein Hoffnungszeichen sein nach dem Elend in den Vernichtungslagern und an den Fronten. Das musste ja eine bessere Zukunft verheißen.

Sie war natürlich auch damals nicht spannungsfrei, die Zukunft. Wir wissen alle, wie prekär sie manchmal war und wie ihre Gefährdungen zu manchen Zeiten fast ins Unermessliche wuchsen. Doch der Frieden hielt – überraschenderweise, muss man im Nachgang vielleicht sagen. Und wir richteten uns ein in dieser

Zukunft, die wir schon bald für eine selbstverständliche Gegenwart hielten. – So war das Gedenken an den Händedruck von 1945 zwar nicht unkompliziert, denn Geschichte ist ja immer auch Interpretation und Deutung. Aber es war doch klar: Frieden soll sein. Zwischen Staaten und Völkern - und wenn möglich auch zwischenmenschlich. Denn wahrer Friede ist, und um das zu wissen, braucht es keinen Theologen, mehr als die Abwesenheit von Krieg.

(3.) Nun gibt es aber Krieg – und wir sind hin- und hergerissen zwischen Friedenssehnsucht und Angst, Gleichgültigkeit und Überheblichkeit. Unsere Haltungen und Positionen sind sehr unterschiedlich, sie gehen weit auseinander – wie in so mancher anderen Frage in diesem Land auch. Dass Politik ein schwieriges Geschäft ist, wird spätestens jetzt sehr deutlich. Wer denken sollte, dass „die da oben“ sowieso alles falsch machen würden, müsste sich – wenn er oder sie einigermaßen informiert wäre – spätestens jetzt zurücknehmen und anerkennen, dass die Dinge eben nicht einfach sind. Und darum sind einfache Antworten eben auch nicht möglich, obwohl einige Demagogen das immer wieder behaupten. Eine von diesen platten, einfachen und grundfalschen Antworten ist in meinen Augen: die Migration sei an allem schuld.

(4.) Was also tun in dieser Unübersichtlichkeit? Oder zunächst konkret die Frage, die sich dem Redner stellt: Was wäre zu sagen am ElbeDay 2024? Als erstes kommt mir eine gewisse Nüchternheit in den Sinn. Der Situation ins Gesicht blicken. Nicht die Augen verschließen. Die Krakeeler und Galgenbauer wahrnehmen, aber nicht überschätzen - sie sind zwar laut, aber in Wirklichkeit nur eine Minderheit. Insgesamt realistisch sein. Die Unübersichtlichkeit akzeptieren. Und bescheiden bleiben mit eigenen Lösungsvorschlägen.

Dazu gehört auch. Vorsichtig agieren. Nicht vorschnell urteilen. Hinhören und wahrnehmen. Der Jenaer Soziologe Hartmut Rosa hat den Begriff eines „hörenden Herzens“ geprägt. Er meint, dass die anstehenden und notwendigen Veränderungen in der Gesellschaft, dass der Transformationsprozess, in dem diese Zeit sich befindet, nur mit „hörenden Herzen“ bewältigt werden könnte. Ein „hörendes Herz“ bedeutet, dass man die eigene Wahrheitsblase relativiert. Dass man hinhören und vor allem zuhören kann. Dafür braucht es normalerweise nur Ohren. Mit einem „hörende Herzen“ dagegen könnte es gelingen, die Anliegen, Sorgen, Interessen, Ängste und Bedürfnisse von anderen wahrzunehmen. Mit einem „hörenden Herzen“ werden womöglich die Wahrheitsmomente, die ich nicht selber sehen kann, ans Licht geholt.

(5.) Allerdings darf man so eine vorsichtige Position, die hin- und zuzuhören versucht, nicht verwechseln mit einer Position, die alles gleichermaßen gutheißt, die alle anderen Positionen auch irgendwie akzeptieren kann und ihnen ein Recht zugesteht. Das wäre fatal. Und jedermann und jedefrau sollte sich davor

ebenso hüten wie vor einem Schwarz-Weiß-Denken in den Kategorien von Freund und Feind. Das bringt uns nicht weiter.

Und hier kommt das Zweite, was ein Theologe beizutragen hätte für den Diskurs über das Gedenken am ElbeDay. Das erste war, Sie haben es noch im Ohr, der Blick auf uns alle als Schwestern und Brüder, die wir sind oder doch wenigstens den Anspruch verspüren, es sein zu sollen. Wir sind Gottes geliebte Geschöpfe, gleichermaßen ob jung oder alt, krank oder gesund, schwarz oder weiß, biodeutsch oder mit – wie man so schön sagt –Migrationshintergrund. Das war das Erste. Und spätestens hier sollte zumindest für Christinnen und Christen vollkommen klar sein: eine Position, die Menschen je nach Herkunft, Abstammung, Hautfarbe oder Sprache als mehr oder weniger wert einteilt, ist mit dem christlichen Menschenbild nicht vereinbar. Übrigens auch nicht mit unserem Grundgesetz.

Das Zweite also, was ein Theologe möglicherweise beitragen kann, ist auch etwas, was zwar aus dem christlichen Glauben kommt, aber keineswegs nur für Christen gedacht ist. Es ist die fundamentale Unterscheidung von Person und Werk. Also die Unterscheidung zwischen dem, was ein Mensch ist, und dem, was er tut oder unterlässt.

Was ein Mensch ist, ist mehr als die Summe seiner Leistungen oder Gaben oder Kräfte. Was er ist, verdankt er ja nicht ausschließlich sich selbst. Sondern immer schon findet sich der Mensch vor: als Geborener, hierzulande oder anderswo, als einer, der mit Talenten und Gaben versehen ist, die er nicht selber produziert. Christen wissen: der Mensch ist ein Geschöpf Gottes. Und jeder andere Mensch auch. Darum darf dieser andere Bruder oder Schwester genannt werden. Das ist das Personsein des Menschen.

Aber es gibt auch das andere am Menschen: das, was er tut und nicht tut, wie er handelt und was er unterlässt zu handeln. Das, was er richtig oder falsch macht. Diese oder jene Position, die er willentlich und wissentlich einnimmt. Sein Wollen und Denken, seine Handlungen. Das, wofür er zur Verantwortung gezogen werden kann.

Beides gehört zusammen. Beides ist nicht voneinander zu trennen. Der Mensch ist immer Geschöpf Gottes als Person. Und der Mensch ist immer auch das, was er tut und vollbringt. Und beides, liebe Schwestern und Brüder ist zu unterscheiden. Und wenn ich unterscheiden kann zwischen dem Menschen, der wie ich ein geliebtes Geschöpf Gottes ist, dann muss und darf er nicht zu meinem Feind werden. Als Menschen habe ich ihn zu akzeptieren.

Doch das, was er tut und vollbringt, das kann ich sehr wohl kritisieren, also prüfen im ursprünglichen Wortsinn, und es befürworten oder mich

dagegenstellen. Hier, bei dem, was ein Mensch tut und vollbringt, ist Streit nicht nur möglich, sondern nötig. Im politischen Raum geht es dabei um die besten Lösungen für unser Land. Da geht es darum, was eine Gesellschaft voranbringt, was den Wohlstand erhält und eine Stadt liebens- und lebenswert macht. Da geht es um Arbeitsplätze, um Bildung, da geht es um Wärmeplanung, Straßenbeleuchtung, Hundesteuer und Radwege. Es geht um das tägliche politische Geschäft im mühsamen Klein-Klein, das notwendig ist, damit eine Gesellschaft funktioniert.

(6.) Wenn wir in anderen Zeiten leben würden, liebe Schwestern und Brüder, dann würde ich hier wahrscheinlich nicht stehen und hätte auch gar keine Lust und keinen Bedarf, hier zu reden. Dann wäre das einfach eine Sache der demokratischen Politik, in der man sich um die besten Lösungen streitet. Sicherlich manchmal auch heftig und zugespitzt, aber doch im Streit um Sachfragen. Oder theologisch gesprochen: im Blick auf die Werke, die der Mensch tut.

Was ich aber erlebe, ist, dass diese Sachauseinandersetzung in den Hintergrund tritt. Sicherlich, sie wird immer noch geführt. Aber sie wird überlagert von einem ekelerregenden Ton der Despektierlichkeit, der Häme und des Hasses. Menschen werden angegriffen, obwohl oder gerade weil sie sich für das Gemeinwohl einsetzen. Andere werden verunglimpft und beschimpft – und nicht selten stammt das Vokabular dabei aus den finstersten Zeiten deutscher Vergangenheit. Theologisch gesprochen geht es hier um Angriffe auf Menschen, die ebenso Geschöpfe Gottes sind wie ich selbst es bin.

Solchen Angriffen ist zu widerstehen. Und dabei sind alle gefragt, die sich als anständige Menschen für unser Land engagieren wollen, die die Anrede Schwestern und Brüder für sinnvoll halten und sich nicht über andere erheben. Denn auch die politischen Gegner sind Menschen wie sie selbst. Und wenn man oder frau sich das christliche Vokabular von Schwestern und Brüdern nicht zu eigen machen will, kann man oder frau auch dasselbe gern mit dem Grundgesetz sagen: die Würde des Menschen ist unantastbar. Wo Menschen diffamiert werden und es nicht mehr um ihre Taten geht, sondern um sie als Personen, da muss Widerstand werden. Zum Glück haben die vergangenen Monate gezeigt, dass viele, sehr viele Menschen in unserem Land dazu bereit sind. Sie haben Gesicht gezeigt und deutlich gemacht, was sie davon halten und werden das auch weiter tun, an der Wahlurne und darüber hinaus.

(7.) Falschen Werken darf und muss widersprochen werden. Und zugleich sind die Menschen, die für solche „falschen Werke“ verantwortlich sind, zu akzeptieren, auch die, die anders denken und anderes tun als ich. Darunter ist auch die kleine, wenn auch laute Minderheit, die sich – in meinen Augen - vergaloppiert hat in ihren Ansichten. Die meint, ein Deutschland ohne Fremde

wäre irgendwie lebensfähig. Die nicht begreift, dass die EU ein erfolgreiches Friedens- und Wohlstandsprojekt ist. Die wieder einmal eine jüdische Verschwörung wittert oder die schlicht antisemitisch denkt. Die seltsam völkisch redet wie vor hundert Jahren und das, was damals herauskam, als Lappalie, als einen unbedeutenden Vogelschiss hinzustellen versucht.

Wenn zwischen Person und Werk zu unterscheiden ist, darf der Gesprächsfaden zwischen mir und denen, die so denken, nicht abreißen. Es bedarf der Begegnung und der Kommunikation. In ihr ist der Mensch, der mir gegenübersteht oder -sitzt, zu akzeptieren, nicht aber das, was er denkt, will und tut. Das darf, das muss kritisiert und abgelehnt werden.

Begegnung und Kommunikation sind notwendig. Mein Gegenüber ist als Mensch zu akzeptieren, wohl aber kann und muss ich dagegenhalten, wenn Unsinn und Bosheit zur Sprache kommen. Begegnung und Kommunikation sind notwendig, auch wenn sie schwierig sind und bleiben werden und manchmal unmöglich scheinen.

Liebe Schwestern und Brüder, danke dass Sie die Zumutung dieser Anrede und dieses Zuspruchs gleichermaßen ausgehalten und einem Theologen zugehört haben! Vielen Dank!

M. Imbusch, 25.4.2024